



So wird Geld gemacht . . .

Von Upton Sinclair.

Das Nachstehende ist einem höchst lesenswerten Buche des großen amerikanischen Schriftstellers Upton Sinclair, „Briefe an einen Arbeiter“, mit 20 Zeichnungen von Bill McKib, Preis geb. Mk. 3.50) entnommen, das im Verlage E. Prager, Wien XX. soeben erschienen ist und das als ein wahres sozialistisches Ab.-Buch angesprochen werden kann. Das Buch — es stellt eine eindringliche Polemik gegen den Kapitalismus dar — ist wohl schon vor der Krise geschrieben worden, aber es hat darum nicht das geringste an Aktualität eingebüßt. Wie alle früheren Werke Sinclairs zeugt auch dieses von der edlen Tapferkeit des Dichters und es ist geeignet, dem gedankenlosesten Proletariat die Augen über sein Schicksal und über das Wesen der kapitalistischen Gesellschaft zu öffnen. Es stellt die Fragen: Warum gibst es Armut im reichsten Lande der Welt? Warum werden in Amerika die Reichen immer reicher, die Armen immer ärmer? Die Antwort, die darauf gegeben wird, hat natürlich nicht nur für Amerika, sondern für alle kapitalistischen Länder gleichermassen Bedeutung. Im einzelnen mögen sich unsere Wege von denen Sinclairs trennen, doch muß die Tatsache anerkannt werden, daß aus jeder Zeile des eindringlichen Buches ehrlichste Ueberzeugung und tiefstes soziales Versehen der Lage der Arbeiterschaft spricht. Die Briefe sind an den Arbeiter Jadd gerichtet, der ein Vollamerikaner ist und von den Ro'en nichts wissen will:

Mein lieber Jadd!

Stelle dir einen Mann vor, der Wasser aus einem Brunnen pumpt, um damit ein Reservoir für seinen Hausbedarf zu füllen. Es ist viel Wasser da, die Pumpe ist groß und stark, und jedesmal, wenn der Mann den Hebel niederdrückt, stehen viele Liter Wasser in das Reservoir. Der Mann arbeitet den ganzen Tag, aber abends, wenn er nach Hause geht, entdeckt er, daß im Reservoir nur einige Tropfen Wasser sind. Irgendwelche Leute müssen sein Rohr angezapft und das Wasser zu ihren eigenen Behältern geleitet haben. So muß unser Mann Hunderte von Litern für andere pumpen, bevor er für sich selbst einige Tropfen abkriegt. Meinst du nicht, daß es sich für unseren Mann lohnen wird, sich eine

Weise damit zu befassen, wo diese Zapfstellen sind, wieviel sie ihm abnehmen und mit welchem Recht?

Der Fall des amerikanischen Arbeiters.

Sehst du, Jadd, das ist der Fall des amerikanischen Arbeiters und Bauern. Die Zapfstellen heißen Miete, Zinsen, Dividenden, Profite, Lantien, Steuern, Zölle, Inflation, Manipulation, Spekulation, Gratisaktien, Verwässerung der Aktien — ein Gewirr von Zapfröhren. Machen wir aber einen Besuch im Dschungel der Wall Street und spüren wir einigen der größten Zapfröhren nach, die dich zwingen, das Kreuz zu brechen, indem du den ganzen Tag Wasser für Hausenzer und Schmarotzer pumpen mußt, bevor du einen Schluck zu trinken bekommst. Wenn sie in der Mittelschule oder in den Handelsschulen über das Geldwesen der großen Aktiengesellschaften sprechen, so stellen sie die Geschichte so dar: Einige Leute stecken ihr durch ehrliche Arbeit erworbenen Ersparnisse in eine Gesellschaft, kaufen Maschinen und erzeugen Waren, die sie zu konkurrenzmäßigen Preisen verkaufen. Natürlich gehört der Gewinn ihnen, alles ist hübsch glatt und moralisch, ein schönes System, das dafür sorgt, daß das Publikum mit billigen Waren reichlich versorgt werde. So ein schönes Bild malen die kapitalistischen Schulbuchfabrikanten — das Geld dazu kommt aus Wall Street — und man sorgt schon für Verbreitung mit Hilfe von Aufsichtskommissionen und Schulinspektoren.

Aber was sind die Tatsachen? Nun, der große Finanzmann fängt die Sache damit an, irgendein Monopol ausfindig zu machen, irgendein Loch, durch welches er, wie er weiß, rasche und sichere Profite machen kann. Was auch die „fette Sache“ sein mag, man kriegt sie in die Hand, geht dann zu seinem Freund, dem großen Bankier, und „nimmt ihn mit“. Er gibst dir dafür eine Menge von diesem Lebenssaft der Wirtschaft, den er ja verwaltet: nicht wirkliches Geld, sondern Kredit, anfaßbar auf dem richtigen Geld, das andere Leute bei seiner Bank hinterlegt haben. Damit kann man nun losgehen und alle Arten richtiger Güter erwerben: ein Büro, eine Fabrik, Rohmaterial, — alles fließt einem zu. Aladdin's Wunderlampe war nicht's dagegen. Der Profit ist sicher — das hat man vorbereitet; und auf Grund dieser Sicherheit setzt man das Kapital

Du armes, altes Arbeitstier! . . .

Verstehe gut, man gibt keinen Dollar von wirklichem Geld her — die großen Innensettee tun es nie, sie würden über diese Zumutung lachen. Man setzt sein Kapital im Verhältnis zum erwarteten Gewinn fest. Das klingt verwidelt, ist aber in Wirklichkeit sehr einfach. Die Profite auf Wall Street bewegen sich so um 7 Prozent herum; deshalb wird man das Grundkapital auf das Vierzehnfache des erwarteten Gewinnes festsetzen. Seht man nun an die Arbeit und arbeiten auch die Befehlsgehälter, so mag man finden, daß man doppelt so viel verdient wie erwartet; wenn das der Fall ist, erklärt man kein Kapital für doppelt so hoch. Verdient man 70.000 Dollar im Jahr, so ist das Kapital 1 Million Dollar. Wenn man im nächsten Jahr 700.000 Dollar macht, vergrößert man das Kapital auf 10 Millionen. Erzielt man 7 Millionen, so wird das Kapital 100 Millionen. Du armes, altes Arbeitstier, wirst sicher denken, ich reiche Wiwe, wenn ich so etwas behaupte; du kannst dir nicht vorstellen, daß sich solche Dinge außer im Traume ereignen können. Aber ich versichere dir bei meiner Ehre, dies ist der gewöhnliche Vorgang in Wall Street heute, und mit der Aufzählung der Gesellschaften, die diese Dinge wie Selbstverständlichkeiten tun, könnte ich Seiten dieses Buches füllen.

Nimm zum Beispiel die Standard Oil Company of New York. Ich erinnere mich, daß die Aktien dieser Gesellschaft vor dem Kriege an der Börse 700 Dollar pro Stück notierten, also mit dem siebenfachen Nennwert. Das bedeutet, daß die Rockefeller's altmodisch waren und vor den neuartigen Tricks für Aktiengesellschaften Angst hatten. Sie behielten für ihre Gesellschaft das alte Kapital bei, nämlich 15 Millionen Dollar, und der Gewinn betrug 70 Prozent. Aber mit der Zeit wurde der Börsenwert in der Offensicht zu stark, so daß die Rockefeller's, wie alle anderen, den hohen Gewinnsatz verbergen mußten — und was haben sie da gemacht? Also, im Jahre 1913 schüttete die Standard Oil Co. of New York eine „Zusatzdividende durch Gratisaktien“ von 400 Prozent aus, das heißt, sie gab ihren Aktionären für jede Aktie, die diese besaßen, vier weitere gratis, und so stieg das Kapital der Gesellschaft von 15 auf 75 Millionen. Natürlich haben dann die Pro-

fte für weniger ausgeschaut, denn sie wurden unter fünfmal soviel Aktien aufgereilt. 1922 wurde das Kapital in dieser Weise wieder mit drei multipliziert und stieg auf 225 Millionen. Heute zahlt die Gesellschaft 14 Prozent Dividende, und das scheint schlimm genug; was würde man aber sagen, wenn man nach dem richtigen, ursprünglichen Kapital rechnete und wüßte, daß die Gesellschaft jedes Jahr 210 Prozent auszahlt?

Nebe es in deinen Hut, Jodd!

Das ist der Trick mit den „Gratisaktien“ — Nebe es in deinen Hut, Jodd! Und Nebe auch dieses hinein: Gratisaktien gelten nach einer Entscheidung des Obersten Gerichtshofes der Vereinigten Staaten nicht als Gewinn. Und wenn man die Höhe seines Kapitals so vergrößert hat, macht man nicht mehr übermäßige Profite und braucht nicht mehr die Sondersteuer für übermäßige Gewinne zu zahlen! Also beehren sich natürlich alle diese Gesellschaften, ihre Papiere in die richtige Form zu bringen; im Jahre 1922 allein wurden mehr als 2900 Millionen Dollars an Gratisaktien an die glücklichen Aktionäre verteilt. Die Standard Oil Company of Indiana zahlte in einem Jahre 2000 Prozent durch Gratisaktien und die Brown and Sharpe Company die Werkzeuge macht für Zimmerleute, wie du bist, Jodd, zahlte 1922 durch Gratisaktien 16.000 Prozent! Siehst du also, wie sie dich vor den Wagen gespannt haben?

Oder nimm den Rindfleischrost. Armour & Company begannen mit 160.000 Dollar, alles übrige kam aus den Profiten. In einem einzigen Jahre haben sie an Gratisaktien 80 Mil-

ionen Dollar verteilt! Oder nimm diese Aluminium Company of America, den Schilling der Familie Mellon, die so vielerlei Vergünstigungen von unserer Regierung genießt: auf einen Schlag haben sie 500 Prozent Gratisaktien verteilt, und dabei können sie ihren Arbeitern nicht mehr zahlen als 3 3/4 Dollar pro Tag! Oder nimm den Brottruff, das neueste Friedensbaby von Wall Street. Die Allgemeine Bäcker-Gesellschaft hat den Wert ihrer Anlagen in Neun Jahren um 67.500 Prozent vergrößert. Und woraus denn? Wenn man eben ein „Innenleiter“ ist und den richtigen Weg zu den Banken kennt, einen ausreichenden Kredit bekommt, vermag man riesige elektrische Oefen zu bauen, die so schnell und billig das Brot backen, daß die kleinen Bäckermeister einfach von der Bildfläche verschwinden; sie kommen zu einem als Lohnsklaven in die Arbeit und man hat ein Monopol vor frischem Brod: in einer großen Stadt und aus den Gewinnen kann man Rechtsanwältinnen und Stadträte, Redakteure und Streifbrecherbanden bezahlen, und ist gegen Angriffe in jeder Form geschützt.

Wozu Beispiele aufeinanderhäufen. Jodd? Genügt zu sagen, daß jedes große Geschäft in Amerika in dieser Form verwalter und betrieben wird: und du zahlst dafür. Während des Krieges hast du einen Stundenlohn von einem Dollar erhalten und dachtest, das wäre der nächste Weg zum Paradies; aber du siehst nun, für jeden Dollar, den du gemacht hast haben diese Wall-Street-Kerle 10 Millionen gemacht; und als es zum Abscheuen der Welles kam, war jeder einzelne ihrer 10.000.000 genau so machtvoll, genau so erfolgreich und mächtigend wie dein jämmerlicher einziger Dollar!

Der sterbende Schwan im Hotel.

Von Walter Viktor.

Der brüllende Löwe der Metro Goldwyn Mayer kündigt einen Film an, der in diesen Tagen in den zentral-europäischen Ländern zum ersten Male gezeigt werden wird. Er heißt: „Menschen im Hotel“, ist nach einem vielgelesenen und auch für die Bühne dramatisierten Buch der Vicki Baum hergestellt und vereint unter der Regie von Edmund Goulding sieben Stars, die sonst jeder für sich im Mittelpunkt eines Films zu stehen pflegen.

Der ungewöhnliche Aufwand, der für diesen Film eingesetzt wurde, rechtfertigt eine besonders kritische Betrachtung. Die Metro Goldwyn bringt dieses Filmwerk als einen Höhepunkt ihrer und damit der ganz amerikanischen Produktion auf den Markt. Sie macht für ihn eine außergewöhnliche Reklame und erhofft von ihm ein großes Geschäft.

Nun kann gar kein Zweifel daran bestehen, daß dieser Film künstlerisch-filmtechnisch gesehen, in der Originalfassung wenigstens, ganz hervorragend ist. Und man darf wohl auch hoffen, daß endlich eine die Illusion erhaltende vollkommene Synchronisierung geschaffen wurde, die im Lande draußen gezeigt werden wird. In einer Vorbesprechung, die aus Anlaß der Anwesenheit des Regisseurs Goulding in Berlin veranstaltet wurde, führte man die englische Fassung mit eingeschnittenen deutschen Titeln vor und erreichte damit einen tiefen Eindruck.

Sprechen wir kurz von den künstlerischen Vorzügen dieses Spitzenfilms, um uns im Anschluß daran desto freimütiger über den soziallogisch-geistigen Befund äußern zu können.

Die Garbo ist schlechthin herrlich! Sie hat jene Panolova-Figur einer russischen Tänzerin zu verkörpern, die ihren Erfolg und ihr Lebens-

glück schwinden sieht, jene zarte Frauengestalt, die, von Sentimentalität angekränkt, ein letztes, herrliche Liebes erleben zu können glaubt, das Hotel verläßt, um mit dem Ziel ihrer Hoffnungen in das Glück zu reisen während der Mann, ein Abenteuerer und Hazardeur, bereits erschlagen auf seinem Hotelzimmer liegt.

Solange zu Beginn des Films die Kamera in Großaufnahmen auf den tragabenden Miengen der schönsten Filmfrau ruht, wird man das Gefühl, einer die Grenzen des Möglichen überschreitenden Orgie der Sentimentalität beizuwohnen, nicht los. Sobald aber der Mann in das Bildfeld tritt, lockert sich das Spiel der Garbo ins Natürliche. Ihr Liebesgesandl ist bezaubernd, der Ausdruck ihrer Beglückung, verstärkt durch ihr eigenes, wundervolles, imbriertes Organ, wenn sie (auch in der englischen Fassung) die deutschen Worte „Ich liebe...“ vor sich hinstingt, ist einfach wundervoll. Das Schönste aber: ihr Gang, ihr Schreiten, ihr majestätischer Schritt. Sie ist schon wirklich eine Königin der bewegten Leinwand.

Neben ihr weitere hervorragende Leistungen: Joan Crawford ungewöhnlich reizvoll, lebensecht als Stenotypistin und „Reisebegleiterin“ zahlungsfähiger Herren, ganz groß, ganz fangennehmend die Charaktertype Vionel Barrymores als raender und doch menschlich fühlender und menschlich gefeherter Kleinbürger. Auch die Atmosphäre des Hotels, das ewige Auf und Ab, das Hin und Wieder, ist ausgezeichnet getroffen: es ist eben ein Ton-Bild-Streifen, der als Musterarbeit die Vollendung einer bestimmten Epoche der Filmproduktion anzeigt.

Gerade darum bedarf er einer ernsthaften Kontrolle seiner geistigen Grundlagen.

Der Arbeit ist die zum Verlorenplan.

Vier Jahr' sind eine lange Zeit —
 Vier Jahr' — vier Jahr' — vier Jahr' ...
 Für Hungernde die Ewigkeit —
 Vier Jahr' — vier Jahr' — vier Jahr' ...
 Ach rechne manchmal vor mich hin,
 Wie alt ich nach vier Jahren bin,
 Doch komm' ich nie zu Ende.
 Hart krampfen sich die Hände ...

Vier Jahr' — das läßt mir keine Ruh' —
 Vier Jahr' — vier Jahr' — vier Jahr' ...
 Ach rechne, rechne immerzu:
 Vier Jahr' — vier Jahr' — vier Jahr' ...
 Daß'n — die Kinder und die Frau,
 Sie war'en ja, wie ich, genau —
 Genau wie ich: auf's Ende
 Der No! Wann kommt die Wende?

Vier Jahre noch, dann ist's getan!
 Vier Jahr' — vier Jahr' — vier Jahr' ...
 Vier Jahre, nach dem großen Plan!
 Vier Jahr' — vier Jahr' — vier Jahr' ...
 Bis dahin, Mensch, halt wacker aus
 Bei Wortgehl'r und Heilgebräu — —
 Ach leb die Kinder, leb die Frau —
 Mich kräftest: Tag für Tag wächst grau
 De Rot daheim, die dumpfe No' ...
 Ach brauche Arbeit, Lohn und Brod!

Vier Jahre? — Still, mein ro'es Herz —
 Wir füren ab am 5. März!

Tull

Schon das Meln, das man für einen derart hervorstechenden Film wählte: die unverbändliche, die gesinnungslose und morbide Atmosphäre des modernen Hotelpalastes ist bezeichnend. Hier kommt man und geht man, jeder hat ein höchst eigenes Ziel, keiner weiß um den andern, keiner ist mit dem und für den andern: die Anarchie der Gesellschaftsordnung findet hier ihren vollkommensten Ausdruck! Der Individualismus, im Sentimen', in der perfidesten Raffinerie, in der niedrigsten Gestattung der Klauigkeit, im Streben nach dem Höchstmäß eigener Lust, feiert Triumphe.

Man sieht nur moralische Gleichgültigkeit: einen Industriellen, der Teigramme fächelt, ein Mädchen, das sich, obwar es Arbeit hat, die Liebe bezahlen läßt, einen professionellen und einen dilettierenden Dieb, einen eingekerkerten Kranken, der sein Geld vertut, Spieler mit Gold, Spieler mit der Liebe ...

Und wo es ernst wird und an Gefühle geht, auch da sind es nur die unfruchtbaren privaten Sehnsucht: nach Paris, nach neuem Tanzerfolg usw. Kollektivegeist, soziale oder auch nur Gemeinschaftsgeinnung ist hier nicht zu spüren. „Ritschewo“-Sinnung herrscht vor: ist ja doch alles gleichgültig, wozu noch Ziele streben?

Es ist die Welt, die ahnungslos am Abgrund entlangtaumelt weil sie die Morgenröte des Rettungsweges nicht sehen will. In einem Hotel, dem Ort der klauischen Wunschbefriedigung, der Karawanenserei, in der jeder allen, alle jedem fremd sind, stirbt der Schwan, der einmal Stolz war und Symbol. Die Tänzerin des russischen Dokes, deren in weißes Gefieder gekleideter Tanz die Krönung strahlender Feste war in einer Zeit, da Kaiser und Könige auf Kosten der Völker Brach: und Glanz entfalteten, sie sinkt zu Boden: ein sterbender Schwan. Und rund um sie hasten die „Menschen im Hotel“ ins Unge- wisse ...

Der Bakteriologe.

Kriminalnovelle von W. Doerflinger

„Ich lasse den Herrn Kommissar bitten.“ Das Mädchen schloß die Tür hinter sich, Franz Ewaldt, der berühmte Bakteriologe, überlegte noch, was der Besuch eines Kriminalkommissars an diesem schönen, jungen Mädchen zu bedeuten habe, als der Angemeldete, Kriminalkommissar Hennig, groß, schlank und von unergründlichem Gesichtsausdruck schon vor ihm stand.

„Mein Besuch steht im Zusammenhang mit einem traurigen Ereignis in Ihrem Freundskreis Herr Ewaldt Frau Handel, mit der Sie, wie ich annehme, sehr befreundet gewesen sind, ist vor wenigen Stunden gestorben.“

„Sie leben mich erschüttert“, erwiderte Ewaldt. „Tatsächlich weiß ich noch nichts davon. Weshalb überbringen gerade Sie mir diese traurige Kunde?“

„Weil ich annahm, daß es gerade Sie ganz besonders interessieren wird.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Sie werden mich wohl sehr bald verstehen. Zuvor aber möchte ich gerne Sie verstehen.“

„Weshalb wollen Sie mich verstehen? Was sollen denn all diese komischen Andeutungen?“

„Ich möchte als Kriminalist brennend gern verstehen, weshalb Sie Ihre Freundin töten wollten, Herr Ewaldt.“

Der Gelehrte veruchte ein Gelächter, aber es gelang ihm daneben.

„Ich hasse das Raps- und Mausepiel, wenn es nicht mehr nötig ist“, fuhr Hennig nach einer Weile fort. „Ich will Ihnen deshalb gleich eingangs sagen, daß ich ganz genau weiß, daß Sie Ihre Freundin in getödtet haben. Sie haben sich im allgemeinen ziemlich löpelig benommen, denn die Aufklärung dauerte wenig mehr als drei Stunden. Ihre Freundin ist an einer schweren Tetanusinfektion gestorben.“

„Ich weiß's nicht“, was er damit zu tun haben sollte. Ich halte meine Tetanuskulturen unter sicherem Verluß.“

„Davon bin ich überzeugt. Aber eine kleine Nebenfrage: Woher Sie Ihre Bazillenkulturen zu manöfieren?“

Dr. Ewaldt wurde mit einem Male schenblaff. Er ließ sich, heftig nach Atem ringend, auf einen Stuhl fallen und starrte den Kommissar aus blutunterlaufenen Augen an, als wollte er ihm an die Kehle springen.

Hennig fuhr aber ganz unberührt fort: „Sie schickten Ihrer Freundin vor einiger Zeit als anonymes Geschenk einen großen, schwer verführbaren Manikürkasten. Sie müssen selber Tage voll der Erwartung verleben haben, denn das vermeintliche Anglied: die Infektion trat nicht sobald ein, wie Sie wohl glaubten. Das rührt aber daher, daß sich Ihre Freundin in der Regel maniküren ließ. Erst gestern abend benutzte sie den Kasten, weil sie Eile hatte, auf eine Gesellschaft zu kommen und untertags keine Zeit gehabt hatte, sich maniküren zu lassen.“

„Wie wollen Sie mir beweisen“, fragte Ewaldt mit erkünstelter Ruhe, daß ausgerechnet ich einen solchen Manikürkasten geschickt, d. h. geschenkt haben soll?“

„Sie stellen diese Frage mit Recht und ich will sie auch klar beantworten. Die Tetanusinfektion war so außerordentlich schwer, daß sofort ein gewisser Verdacht vorhanden war. Eine halbe Stunde vor dem letalen Ausgang ließ mich Dr. Neu, der Arzt, der Frau Handel behandelte, rufen und bat mich um eine Untersuchung der Begleitumstände. Wichtig war natürlich die Frage, woran sich die arme Frau so

schwer und hoffnungslos infiziert haben sollte. Bei den Verhören mit ihren Dienstboten und der Jose stieß ich dann schließlich auf den Manikürkasten, der am Abend vorher zuletzt und zum ersten Mal benutzt worden war. Herr Ewaldt, ich erzähle Ihnen wohl nichts Neues: Die Instrumente und Scheren waren mit Tetanusbazillen behaftet, die genügt hätten, eine ganze Division aus der Welt zu schaffen. Sie fragen aber weiter, wie ich gerade Sie als Täter ausfindig machte. Das ist eigentlich ganz einfach. Durch einen glücklichen Zufall war noch die Verpackung vorhanden, in der die Kassetten gebunden war. Eine der weiblichen Angestellten hat nämlich die löbliche Eigenschaft, alle Strippen, die sie zu Gesicht bekommt, nicht fortzuwerfen, sondern aufzuheben. Was mich nun an der Verpackung besonders interessiert, war ein gewisser seltsamer, komplizierter Knoten,

der in die Strippe gebunden war. Er war ganz anders als die Knoten, wie sie gewöhnlich in Ladengeschäften gebunden werden. In dem Geschäft, in dem Sie den Manikürkasten gekauft hatten, konnte ich durch Stichproben auch bald feststellen, daß dort anders verpackt wird, als es bei dem Paket der Fall war, in dem Frau Handel das Paket von unbekannter Hand erhielt.“

Frau Handel war es wohl gewöhnt, Geschenke von Unbekannten zu erhalten. Sie, Herr Dr. Ewaldt, haben aber früher Ihrer Freundin öfters kleine Pakete geschenkt, meist Brillen und ähnliches. Diesen Packungen legten Sie zu Hause wahrscheinlich kleine Briefchen bei, wie man das zu tun pflegt. In diesem Behufe mußten Sie die Strippe neu knüpfen und dieser kleine, ganz nebensächliche Umstand, Herr Bakteriologe, wird Ihnen den Hals kosten. All diese Strippen weisen nämlich ein und denselben seltsamen Knoten auf. Und nun, Herr Dr. Ewaldt, warum mußten Sie diesen Eifer such?“

Das „Ja“ Dr. Ewaldts klang kaum hörbar.

Nähe des Winters.

Von Ernst Ludwig Anger.

Da er sie das erste Mal sah, war es noch Sommer, hoher Sommer. Er hatte sich verspätet, sprang im letzten Augenblick in den schon ansahrenden Zug und fiel — etwas erschöpft, etwas leidend — auf den einen noch freien Fensterplatz.

Da — und dann sah er sie. Sie sah ihm gegenüber und er hatte Ruhe genug, sie eingehend zu betrachten. Ein duftiges, hellblaues Sommerhäutchen mit ganz zarten, modefarbenen Diagonalstreifen umschmeichelte ihren Körper, die sonnengebräunten und wohlgeformten Arme ragen keinerlei Schmuck. „Sie treibt sicher viel Sport — sie sieht so erfreulich gesund und kräftig aus“ dachte der Herr nicht ganz ohne Neid. Denn er war keiner der Jüngsten, er stand schon in der Mitte der Vierzig und das Leben hatte ihn unweilen arg geschüttelt und mitgenommen.

Dann ließ er seine Augen weiter wandern aufwärts. Schlank wuchs der Hals aus dem runden Ausschnitt hervor, kastanienfarbenes Haar, dem die einfallende Morgensonne einen wunderbaren Glanz verlieh, umrahmte ein schmales aber noch jugendliches Gesicht, dessen ruhiger Ernst durch die Weichheit der Züge gemildert wurde.

Als sie in der Stadt ankamen, kam das Mädchen ihm bald aus den Augen. Sicher ging sie einen andern Weg. Das tat ihm leid, machte ihn fast ein wenig traurig. Gern hätte er sich noch einige wenige Minuten an ihren festen Schritten, trotzdem grandiosen Schritten erfreut. Aber immerhin — diese kleine Begegnung genügte, ihm den ganzen Tag zu erbellern und mit einem besonderen Licht zu übergehen. Seit dieser ersten Begegnung fuhr der Herr nun immer mit diesem Zug. Obgleich es eigentlich nicht der richtige Zug war — obgleich er nun immer zu spät kam. Aber er befand sich in einer Stellung, wo er es mit der peinlichen Anhaltung der Dienststunden nicht mehr so genau zu nehmen brauchte. Und daß seine Kollegen denen er bislang ein Vorbild an Pünktlichkeit gewesen war, begannen, über diese seltsame Wandlung zu lächeln und munteln, daraus machte er sich nicht allzu viel.

Immer mußte er es einzurichten, daß er auf der kleinen Zwischestation in ihr Abteil kam. Dieser Zug war nicht mehr übermäßig voll — so fand er schon ein Plätzchen. Und im übrigen erleichterte das Mädchen ihm seine Absicht, weil es beim Einlaufen des Zuges in den Vorortbahnhof schon aus dem offenen Fenster sah, um

eine Freundin, die gleichfalls hier aufstieg, herbeizuwinken.

Längere Zeit zerbrach sich der Herr den Kopf darüber, was dieses Mädchen im Leben wohl vorstellen möge. Sie hatte in Gebärds und Wienespiel eine Herbeheit, die sie aus der großen Menge heraus hob, wenigstens in den Augen dieses Betrachters. Aber dann entnahm er doch den keineswegs im Klüfterton abgehörten Gesprächen der beiden Freundinnen, daß sie voraussichtlich eine kleine Stenotypistin, Korrespondentin oder Privatsekretärin sei. Und daß ihr lastledernes Stabklöffelchen wohl ebenso wie seine Altkennmappe nur eine Thermosflasche, Frühstücksbrot und ein wenig Obst enthielt. Darüber hinaus höchstens noch die üblichen Requisite weiblicher Einzelkeit: Spiegel, Kamm, Puderdose usw.

Er war viel zu schüchtern, viel zu unbeholfen wohl auch in Dingen des Herzens, des Gefühls, um ein Gespräch mit dem Mädchen anzufangen. Um sie einfach anzusprechen und eine Unterhaltung vom Zahn zu brechen. Da — er hätte es nicht einmal fertig gebracht, sein schönes Gegenüber geradenwegs anzublicken. Nur über den Rand der breit entfalten Zeitung hinweg betrachtete er sie immer wieder, sehen und verstoßen. Und senkte sofort erschrocken und beschämt, als hätte man ihn bei einer Ungehörigkeit ertappt, die Augen, sobald sich ihre Blicke zufällig kreuzten.

Seine Haushälterin dabei hatte auch einigen Grund sich zu wundern. Zeit seine Frau, vor vielen Jahren nun schon sehr jung gestorben war, hatte der alleingebliedene, kinderlose Wirt kein verächtliches zurückgezogenes Junggesellenleben wieder aufgenommen.

Jetzt wurde das anders — sehr anders wurde es. Es fing damit an, daß er jeden Morgen eine halbe Stunde früher aufstand, trotzdem er doch einen späteren Zug benutzte als vormem. Daß er sich sorgfältig und gründlich rasierte — bislang hatte er diese unerquidliche Arbeit schon immer am Abend vorgenommen und deshalb eigentlich dauernd etwas ungepflegt ausgesehen. Daß er seine Kleidung sorgfältig zusammenstellte, nachdrücklich dafür sorgte, daß die Feinleider immer wohl gebügelt waren, und mit Bedacht und Geschmack die passende Kravatte zu dem Oberhemd auswählte.

Die Haushälterin bemerkte die Wandlung mit einem Neugierden das ihm lächeln machte. Ob auch das Mädchen sie bemerkte? Er hoffte

es — er erwartete es. Und er rebete sich ein, daß schon diese Keuferlichkeiten ihr zeigen, ihr beweisen würden, was er für sie empfand.

Einmal war das Mädchen nicht da. Den ganzen Tag über war er daraufhin in schredlicher Laune. Als sie auch am nächsten Tag nicht aus dem Zuge sah, wurde er unruhig, ja besorgt. Er fragte sich, ob ihr vielleicht etwas zugestoßen sein könnte, oder ob sie vielleicht ihre Stellung verloren habe. So viele verlieren ja ihre Stelle in diesen schlimmen Zeiten. Endlich kam er auf das Nächstliegende: daß sie Urlaub habe. Den Mut, jene fade Freundin zu befragen, brachte er natürlich nicht auf.

Wirklich erschien das Mädchen nach etwa zwei Wochen wieder auf der Bildfläche. Sah jetzt noch gebräunter, noch gesünder aus. Und erzählte ihrer Kollegin von ihren kleinen harmlosen Ferienerlebnissen.

In Glanz und Wärme und Sonne neigte der Sommer sich seinem Ende entgegen, ging unmerklich fast in einen klaren, heiteren Herbst über. Am Morgen war es jetzt schon empfindlich frisch. Aber der Herr empfand das nicht. Er sah den Wechsel der Jahreszeiten nur daran, daß das Mädchen jetzt über ihren zarten Sommerkleidern einen hellgrauen Sportmantel gezogen hatte.

Aber dann wurde es mählich dunkler am Morgen. Nun hatte der Herr schon Mühe, das schöne Mädchen ausfindig zu machen. Denn sie öffnete nicht das Fenster, wenn der Zug eintraf, und es war wohl auch nicht mehr nötig — denn ihre Kollegin stand nicht mehr auf dem Bahnsteig. Vielleicht hatte die jetzt Urlaub.

Und an einem Morgen geschah es, daß er im letzten Augenblick angehaftet kam, weil er sich beim Rasieren geschnitten hatte. Er sprang aufs Geratewohl in ein Abteil — es war leer! Doch nach ein paar Sekunden Fahrt hörte er von nebenan eine Stimme — kein Zweifel, es war die Stimme des Mädchens.

„Schade“, sagte sie, — „er ist heute nicht eingestiegen. Zum ersten Mal seit drei Monaten läßt er mich im Stich. Und ich hätte ihn dir doch so gern gezeigt. Fred, diesen neuen Verehrer. Ein komischer Kauz, sage ich dir. Guckt mich immer an mit den treuen, dummen Augen eines jungen Hundes und denkt, ich merke es nicht. Und dazu dies Gesicht — zum Schreien — sage ich dir.“

Der Herr erhob sich lautlos, etwas zitternd. Spähte vorsichtig über die trennende Scheidewand, um sich zu vergewissern. Wirklich — sie war es. Und neben ihr sah ein junger Mensch, ein junger Mann mit dem energischen Gesicht eines Rennfahrers und der durchtrainierten Figur eines Aktiven. Und spielte lächelnd und zärtlich mit der Hand des Mädchens.

Da der Zug in der Stadt einlief, zog der Herr zum ersten Mal den Mantel über. Ihn froh plötzlich, und das Bewußtsein von der Nähe des Winters fiel ihm wie ein Stein aufs Herz.

Zeit diesem Morgen wurde er wieder jenes Muster an Pünktlichkeit, als das man ihn vor dem gekannt hatte . . .

Die Feuerinsel im Nordmeer.

Der Schriftsteller Jon Svensson ist seiner Heimat nach Island, lebt in Deutschland, hat eine Reihe von Büchern in deutscher Sprache geschrieben, hängt aber mit allen Fasern seines Herzens an Island, der Feuerinsel im Nordmeer. Er hat seine Jugendjahre auf Island verbracht und die damals empfangenen

Eindrücke von den gewaltigen und herrlichen Naturschönheiten des Landes, alle die Wunder, die Mitternachtsonne, das Nordlicht, das brausende Meer, die Eis- und Schneelandschaften, die unbeschreibliche Sommerherrlichkeit, finden in ihm einen begeisterten Schilderer. Seine Erzählungen haben wesentlich dazu beigetragen, Island in der Welt draußen bekannt zu machen und es ist daher begreiflich, daß die isländische Volksregierung aus Anlaß des tausendjährigen Jubiläums des Parlaments, das „Althing“ genannt wird, Jon Svensson eingeladen hat, an der Feier teilzunehmen. Er ist dieser Einladung gefolgt und dieser Reise und den Erlebnissen Svenssons auf der Fahrt durch England, Holland ist das Erscheinen eines Buches zu danken („Die Feuerinsel im Nordmeer“, Verlag Herder u. Co., Freiburg im Breisgau), das sich würdig der Reihe der Bücher Svenssons anfügt. Es berichtet von der Althing-Fest, von Märchen und Ritten ins Land, von Fahrten in manche Fjords und der Verfasser weiß lebhaft und lustig zu erzählen. Auf acht Tafeln sind dem Text 25 Bilder vom isländischen Volksleben und der isländischen Landschaft beigegeben.

Weiteres.

Ein Mann mit blaurotem, versoffenem Gesicht, eine Brille vor verquollenen, schwimmenden Neuglein, kommt zum Augenarzt, klagt über Schwinden seiner Sehkraft und fragt, ob er nicht stärkere Gläser brauche. — Der Arzt blüht ihn einen Augenblick an und antwortet: „Stärkere Gläser nicht, aber weniger.“

Ein Siebzigjähriger, der ein junges Mädchen heiraten möchte, konsultiert seinen Hausarzt und fragt ihn, ob er noch hoffen dürfe, Vater zu werden. — „Hoffen?“, murmelte der Arzt, „... eher fürchten.“

Ertrag für einen Mann. Als man eine bekannte Schriftstellerin — der Name muß aus guten Gründen verschwiegen werden — fragte, warum sie nicht heirate, antwortete sie: „Ich kann auf einen Mann ganz gut verzichten, denn ich habe drei Dinge daheim, die dessen Hauptcharaktereigenschaften völlig ersetzen.“ — „Und die wären?“ — „Ich habe einen Hund, der den ganzen Morgen knurrt, einen Papagei, der den ganzen Nachmittag flucht und endlich einen Kater, der die ganze Nacht ausbleibt.“

Britischer Humor. Ein englischer Missionar, der kürzlich aus dem dunkeln Afrika nach London zurückgekehrt ist, antwortete auf die an ihn gerichtete Frage, ob seine auf die Ausrottung des Kannibalismus abzielenden Bemühungen erfolgreich gewesen seien: „Nein, bis jetzt noch nicht. Aber ich habe es wenigstens durchgesetzt, daß sich die Wilden beim Verspeisen ihrer Opfer heute des Messers und der Gabel bedienen.“

Pietät. Die W's haben eine vorbildliche Ehe geführt. Das heißt: ganz Paris wußte um die zahllosen Abenteuer der Madame W., Monsieur wußte selbstverständlich Bescheid; aber er sagte kein Wort, er duldete still und ließ seine Gattin ihren Neigungen nachgehen. Als er gestorben war, erzählte Madame schluchzend: „Ich war bis zuletzt bei ihm. Ich habe ihm die Augen zugebrückt.“ — Worauf einer der Konsolenten seinem Nachbarn zuflüsterte: „Wag gar nicht nötig. Der arme W. hat sie sein ganzes Leben lang zugebrückt.“

Eine gute Natur. Frau (zum Arzt): „Ach, Herr Doktor, ich fühle mich sehr schlecht. Von

meiner Migräne, vom Ohrensausen und Nervenzittern will ich noch gar nicht reden, aber der Rheumatismus in den Armen, das Magenbrücken, das Sehen in den Augen, die Schwere in allen Gliedern —“ Arzt (sie unterbrechend): „Himmel, was müssen Sie gesund sein, liebe Frau, um all diese Leiden aushalten zu können.“

Zimmer praktisch. Der bekannte Künstler malte vor dem Abschied von dem malerischen Dorf, in dem er den Sommer verbracht, noch rasch ein besonders idyllisch gelegenes Bauernhaus. Der Bauer sah mit Interesse zu. „Sagen Sie, Herr“, fragte er schließlich, „was machen Sie mit dem Bild von meinem Haus, wenn es fertig ist?“ „Das schide ich auf die Ausstellung“, sagte der Meister. Der Bauer stand einen Augenblick schweigend, dann fragte er weiter: „Da werden es wohl viele Menschen sehen?“ „Viele Tausende.“ „Ach, dann hätte ich eine kleine Bitte an Sie“, meinte der Landmann. „Könnten Sie nicht groß an die Wand schreiben: „Während der Sommermonate zu vermieten!““

Schach-Ecke.

Alle Aufschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zwetnitz Nr. 65 bei Teplitz-Schönan. Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 125.

Von Adolf Mildorf, Tischnau. Schwarz: Kh5; De3; Tc5; Le4; Sh2; Bd4, g4, g5 (6).



Weiß: Kg7; Df5; Lc6; e7; Sd5, e5 (6). Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Gen. Wenzel Scharoch, Zwetnitz, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 123: Kd1—c2!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Reiser Julius, Nestomitz; John Josef, Krochwitz; Kropf Rudolf, Rudolf Gustav, Schwarz Raimund, Skulpa Erwin, alle aus Klostergrab; Hyna Franz, Adam Johann, Goldbach Franz, alle aus Hostomitz; Dinnebler Emil, Tetschen (bitte mit einem Bericht von dem S. sp. zu senden); Schmidt Karl, Bräx; Schubert Josef, Bokau; Peperl Teo, Auperschin; Petrak Albin, Kulm; Pritsch Anton und Hieke Josef, Markersdorf; Schöbel Franz, Straußnitz; Wenzel Adolf, Arnsdorf b. Haida; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Pachmann Reinhold, Mildorf Adolf, Döhner Max, alle aus Tischnau; Böhm Emil, Sobrusan; Walter Ludwig, Robek Franz, Michel Rudolf, Schmied Ferdinand, alle aus Kwitkau; Uibert Rudolf, Prosseditz; Tritsch Gustav, Wisterschan; Seltmacher Artur, Zwetnitz; Hilgert Hermann, Neu-Witritz.

Schachgenossen, Achtung!

Die Schachsektion Tetschen hat für den 5. März den Gen. Schöpka, Komotau II., zu einem Simultanspiel eingeladen. Schachspieler, welche daran teilnehmen wollen, melden sich vor Beginn des Soles im Arbeiterheim beim Gen. Dinnebler, Anfang 9 Uhr früh.

Bezirksmeisterschaften.

Im 1. Bezirk spielte Kleische gegen Törnitz mit 4:4 Punkten unentschieden. Die übrigen Spiele mußten wegen Organisationsfehler neu eingeteilt werden.

Im 2. Bezirk wurden in der 1. und 2. Runde folgende Ergebnisse erzielt:

- Zuckmantel: Wisterschan I. 3:4 P. für Wisterschan I. (1 Hängepartie).
- Eichwald: Wisterschan II. 6:2 P. für Eichwald.
- Eichwald: Zuckmantel 3½:3½ P. (1 Hängepartie).
- Wisterschan II.: Wisterschan I. 6:6 P. (2 Hängepartie).
- 7. Bezirk: Am 19. Feber spielte Sobrusan in Hostomitz mit dem Ergebnis 5:3 Punkte für Sobrusan. Am 5. März spielt noch Hostomitz in Janegg, am 12. März Janegg in Sobrusan.